

Beiheft zur

ZEITSCHRIFT FÜR  
**D**EUTSCHE  
PHILOGIE

**Schreibarten im Umbruch**

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

EVA AXER, ANNIKA HILDEBRANDT und KATHRIN WITTLER

**ESV** ERICH  
SCHMIDT  
VERLAG

100 Jahre





BEIHEFTE  
ZUR ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben von

Norbert Otto Eke · Michael Elmentaler · Udo Friedrich · Eva Geulen ·  
Monika Schausten · Hans-Joachim Solms

**23**

# Schreibarten im Umbruch

## Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

Eva Axer, Annika Hildebrandt und Kathrin Wittler

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter  
<https://ESV.info/978-3-503-23787-6>

DOI <https://doi.org/10.37307/b.978-3-503-23788-3>



Dieses Werk ist lizenziert unter der  
Creative-Commons-Attribution-Non-Commercial-NoDerivates 4.0 Lizenz  
(BY-NC-ND).

Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung  
und keine kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.en>

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 536380604 –  
und den Open-Access-Publikationsfonds  
für Monografien der Leibniz-Gemeinschaft.

Gedrucktes Werk: ISBN 978-3-503-23787-6

eBook: ISBN 978-3-503-23788-3

Alle Rechte vorbehalten

© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2024  
[www.ESV.info](http://www.ESV.info)

Die Nutzung für das Text und Data Mining ist ausschließlich  
dem Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG vorbehalten.  
Der Verlag untersagt eine Vervielfältigung gemäß § 44b UrhG ausdrücklich.

Satz: Satz-Rechen-Zentrum Hartmann + Heenemann, Berlin

# UMBRUCHSZEIT. DER DEUTSCHSPRACHIGE STILDISKURS DES 18. JAHRHUNDERTS IM EUROPÄISCHEN KONTEXT

Eva Axer, Annika Hildebrandt und Kathrin Wittler

Um 1760 lässt der Frankfurter Schreib- und Rechenmeister Johann Michael Schirmer auf eigene Kosten ein Büchlein drucken, das Anleitungen zum Schönschreiben und Vorlagen für deutsche, lateinische und französische Schriften enthält.<sup>1</sup> Auf Blatt Nr. 29 gibt Schirmer eine Übersicht der „Grund-Züge aller Buchstaben und Zieraten, welche zu einer freyen und ungezwungenen Hand erfordert werden“ (Abb. 1). Als Ziel setzt er eine Handschrift, die sich nicht ängstlich an Normvorgaben klammert, sondern eine gewisse Natürlichkeit und Souveränität entwickelt. Diesem Ideal werden allerdings grafisch enge Grenzen gezogen: Schirmer präsentiert die feingeschwungenen Grundzüge von Buchstaben und kalligrafischen Verzierungen als sorgfältig in quadratische Kästchen sortierte Mustervorlagen.<sup>2</sup> In der Legende am unteren Rand gibt der Schreibmeister dazu noch einen Hinweis: „Das Sternchen zeigt den Anfang eines jeden Zugs.“ Es werden also nicht nur Schriftbilder als Formen zur Nachahmung vorgelegt; die Markierung des Anfangspunkts durch einen Asterisk gibt auch die Schreibbewegung vor, mittels derer diese Formen auf dem Papier entstehen sollen. So wird das Ideal einer „freyen und ungezwungenen Hand“ in einem präskriptiven Rahmen vermittelt. Diesen didaktischen Spagat bewältigt Schirmer dadurch, dass er auf dem Blatt keine voll ausgestalteten Buchstaben und Verzierungen zeigt, sondern nur „Grund-Züge“. Er empfiehlt die Einübung eines Repertoires verschiedener abstrakter Schreibzüge, die dann selbstständig für konkrete Schriften und kalligrafischen Zierrat angepasst, variiert und kombiniert werden können. Das Schreiben soll durch Regeln und Muster erlernt werden, aber nicht angelernt wirken. Das Programm dieses Blattes aus Schirmers „Schreib-Schule“ lässt sich damit als Paradox beschreiben: Einübung in Natürlichkeit.

---

<sup>1</sup> Johann Michael Schirmer: *Geöffnete Schreib-Schule oder Deutsche, Lateinische, und Französische, Vorschriften, Darinnen die Anfangsgründe einer gesetzten Handschrift deutlich gezeiget, nützliche Exempeln zur Übung gegeben, u. zu vielerley Zieraten, Zügen, gebrochenen Fracturen, Anfangs-Buchstaben u.s.w. Anleitungen gemacht werden. Mit nöthiger Vorerinnerung, Auf Verlangen geschrieben und auf eigene Kosten verlegt.* Frankfurt/Main [ca. 1760].

<sup>2</sup> Für eine Einordnung in die Schreibdidaktik des 18. Jahrhunderts vgl. Günther Schorch, Manuela Böhm, Olaf Gätje: *Geschichte der Didaktik des Handschreibens*, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 85, 2014, S. 83–110, hier: S. 83–86; zur „Zergliederung der Buchstaben“ als „Zergliederung des Schönen“ in den zeitgenössischen Schreibvorschriftsbüchern Maximilian Kloppert: „auch schön“. *Handschrift als Ornament in der Schreibpädagogik um 1800*, in: *Athenäum* 31, 2021, S. 95–111, hier: S. 102.

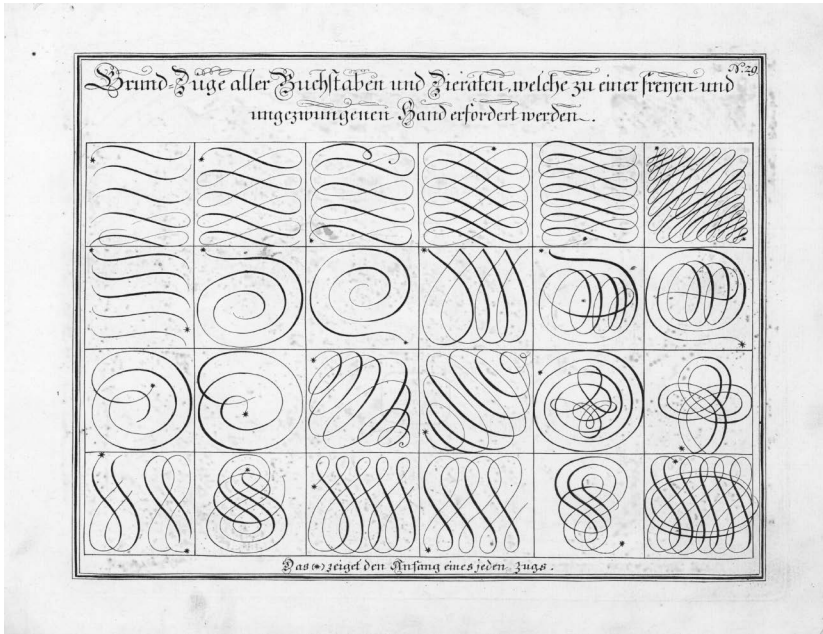


Abb. 1: Johann Michael Schirmer: Geöffnete Schreib-Schule oder Deutsche, Lateinische, und Französische, Vorschriften, ca. 1760, Blatt Nr. 29

Mit der schachbrettartigen Parzellierung arabesk geschwungener Schreibzüge, der Vermittlung von Ungezwungenheit durch Mustervorlagen und den Richtungsvorgaben für die freie Bewegung der Hand bringt dieses Blatt die Grundspannungen des Stildiskurses im 18. Jahrhundert in ein Schriftbild. Wie für das Schreiben im eigentlichen Sinn,<sup>3</sup> so stellen sich auch für das Schreiben im übertragenen Sinn drängende Fragen, die nicht zuletzt das Problem der Erlernbarkeit betreffen. Diesen Aushandlungen zwischen Präskription und Deskription, *praecepta* und *exempla*, Künstlichkeit und Natürlichkeit, Regelmäßigkeit und Individualität sowie Nachahmung und Ausdruck gehen die Beiträge des vorliegenden Bandes nach.<sup>4</sup> Sie beleuchten unter wissens-, gattungs- und sprachgeschichtlichen Blickwinkeln den deutschsprachigen Stildiskurs im europäischen

<sup>3</sup> Vgl. zur Schreibwerkzeug-Etymologie des Stilbegriffs Hans-Martin Gauger: *Stil. Kleine Geschichte eines großen Wortes*, in: Ders.: *Über Sprache und Stil*, München 1995, S. 187–202.

<sup>4</sup> Die Beiträge dieses Bandes sind aus einer Tagung hervorgegangen, die im Oktober 2021 am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung stattfand. Wir danken allen Tagungsteilnehmenden und Beitragenden für die produktive Zusammenarbeit und den studentischen Mitarbeiterinnen Lene Glinsky und Kinga Faraldo-Stoklosa für die redaktionelle Unterstützung.

Kontext. Dabei richten sie den Fokus auf das lange 18. Jahrhundert,<sup>5</sup> das in Kontinuität mit der Frühaufklärung seit den 1680er Jahren wie mit der Periode um 1800 begriffen wird, und interessieren sich besonders für die Dynamisierungsprozesse, die sich vor der viel beachteten Schwelle der 1770er Jahre ereignen.<sup>6</sup> Indem sie die Verhandlung der Stil­kategorie im 18. Jahrhundert in ihrem Eigensinn und ihrer Vielstimmigkeit sowie ihrer europäischen Dimension als offenen Möglichkeitsraum ernst nehmen, bieten die Beiträge dieses Bandes eine kritische Befragung gängiger literaturhistorischer Vorannahmen zur Entwicklung des Stilbegriffs und beleuchten auch die historischen Voraussetzungen des gegenwärtigen Nachdenkens über den Stil.<sup>7</sup>

## I. Rhetorik und Stilistik

Als Ausgangspunkt des Bandes dient die Beobachtung, dass sich im 18. Jahrhundert im Nachdenken über Schreibweisen und Schreibarten eine Neujustierung der Stil­kategorie abzeichnet, die ihr Verhältnis zur Rhetorik lockert. Einhergehend damit, dass die Rhetorik von *ars* auf Affekt umgestellt wird,<sup>8</sup> wird die traditionelle Dreistillehre der Frühen Neuzeit mit ihrer Trias von *genus sublime*, *genus mediocre* und *genus humile* flexibilisiert und zu einem Spektrum von Schreibarten differenziert. Wie die seit Beginn des 18. Jahrhunderts

<sup>5</sup> Vgl. Rudolf Vierhaus: Aufklärung und Reformzeit. Kontinuitäten und Neuansätze in der deutschen Politik des späten 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, in: Reformen im rheinbündischen Deutschland, hg. v. Eberhard Weis, München 1984, S. 287–301, hier: S. 287–288; Steffen Martus: Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild, Berlin 2015; für den englischsprachigen Raum Paul Baines: The Long 18th Century, London 2004.

<sup>6</sup> Vgl. Wilfried Barner: Einleitung, in: Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, hg. v. dems., München 1989, S. IX–XXIV, hier: S. XVI–XVIII; Annika Hildebrandt: Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750, Berlin, Boston 2019, S. 1–19.

<sup>7</sup> Am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung ist 2020 der Forschungsschwerpunkt „Stil. Geschichte und Gegenwart“ eingerichtet worden. Vgl. aus diesem Kontext das von Eva Geulen und Melanie Möller herausgegebene Themenheft „Stil und Rhetorik. Ein prekäres Paar und seine Geschichten“ der Interjekte 14, 2022, online verfügbar unter <https://www.zfl-berlin.org/interjekte.html> (zuletzt 07.08.2023), das von Hanna Hamel und Pola Groß herausgegebene Themenheft „Neue Nachbarschaften: Stil und Social Media in der Gegenwartsliteratur“ der Zeitschrift Sprache und Literatur 51, 2022, H. 1 sowie den 140. Sonderband der „Zeitschrift für deutsche Philologie“: Der Stil in der Literaturwissenschaft, hg. v. Eva Geulen, Claude Haas, Berlin 2021. Vgl. außerdem Maximilian Benz: Über den ‚Stil‘, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 89, 2015, H. 4, S. 666–674; J. Berenike Herrmann, Karina van Dalen-Oskam, Christof Schöch: Revisiting Style, a Key Concept in Literary Studies, in: Journal of Literary Theory 9, 2015, H. 1, S. 25–52.

<sup>8</sup> Vgl. u. a. Rüdiger Campe: Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 1990; Dietmar Till: Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 2004.



publizierten Rhetorik- und Stillehrbücher zeigen,<sup>9</sup> wird der Stil aus dem rhetorischen System herausgelöst und sukzessive zu einem vieldeutigen Konzept ausgebaut.<sup>10</sup> Diese Entwicklung lässt sich mit Schlaglichtern auf vier einflussreiche Wortmeldungen – Gottsched, Adelung, Sulzer, Moritz – vergegenwärtigen. Johann Christoph Gottsched stellt seine Überlegungen zum Stil in seiner erstmals 1736 publizierten „Ausführlichen Redekunst“ an, also im Rahmen der Rhetorik. Wie bereits der Titel des entsprechenden Kapitels – „Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden“ – anzeigt, verlagert er dabei den Fokus gegenüber der tradierten Dreistillehre. Im Zentrum steht die normative Unterscheidung zwischen einer ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Schreibart, die jeweils in verschiedene Qualitäten wie ‚deutlich‘, ‚sinnreich‘, ‚artig‘ einerseits und ‚dunkel‘, ‚pedantisch‘, ‚affektiert‘ andererseits zerlegt werden. Erst in einem zweiten Schritt erfolgt die Abstufung der ‚guten‘ Schreibart, Gottscheds Aneignung der Dreistillehre entsprechend, in eine ‚gelassene‘, eine ‚sinnreiche‘ und eine ‚bewegende‘.<sup>11</sup> Maßgeblich ist für Gottsched die rational nachvollziehbare Verknüpfung von Gedanken, die als Gegenstand der Rede (*res*) den sprachlichen Ausdruck (*verba*) bestimmen sollen:

Es theilet sich [...] die Schreibart erstlich überhaupt in eine schlechte oder gute Schreibart ein. Jene ist der Ausdruck schlechter und übel zusammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: diese hergegen ist ein Ausdruck guter und wohl verbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede.<sup>12</sup>

Mit diesem Ideal sind Forderungen nach einer Reinigung der Sprache vom barocken ‚Schwulst‘ verbunden,<sup>13</sup> dessen syntaktische und lexikalische Opulenz

<sup>9</sup> Vgl. Anke Schmidt-Wächter: Stilauffassungen in Rhetorik- und Stillehrbüchern des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Stilbegriffs, in: Sprachstil – Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag, hg. v. Irmhild Barz, Gotthard Lerchner, Marianne Schröder, Heidelberg 2003, S. 285–294; Gerhard Härle: Reinheit der Sprache, des Herzens und des Leibes. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs *puritas* in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung, Tübingen 1996, S. 13–15 und S. 146–154.

<sup>10</sup> Vgl. für einen Überblick Dietmar Till: Rhetorik und Stilistik der deutschsprachigen Länder in der Zeit der Aufklärung, in: Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung, hg. v. Joachim Knape, Andreas Gardt, Ulla Fix, Bd. 1, Berlin, New York 2008, S. 112–130, bes. S. 124–126.

<sup>11</sup> Vgl. Till [Anm. 8], S. 295–299.

<sup>12</sup> Johann Christoph Gottsched: Ausgewählte Werke, hg. v. Phillip M. Mitchell, Bd. 7.1: Ausführliche Redekunst. Erster, allgemeiner Theil [5. Aufl. 1759], bearb. v. Rosemary Scholl, Berlin, New York 1975, S. 359.

<sup>13</sup> Diese Bemühungen reichen bis in den pietistischen Sprachgebrauch. Vgl. Peter-André Alt: Reinigung des Stils oder geistlicher Manierismus. Zur pietistischen Bildsprache, in: Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock, hg. v. Dieter Breuer, Teil 2, Wiesbaden 1995, S. 563–577.

gegen das aufklärerische Ideal der Deutlichkeit verstößt.<sup>14</sup> Vorrang hat für Gottsched die Vernunft; der Sprachgebrauch ist ihr als Instrument zur Vermittlung von Gedanken nachgeordnet. So betont er,

daß die Schreibeart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf seine Worte ankömmt; [...] also kömmt es in ganzen Aufsätzen, oder Perioden, hauptsächlich auf die Vernunft an. Denn so schwach oder stark dieselbe bey einem Scribenten ist, so schlecht oder gut pflegt auch seine Schreibeart zu gerathen.<sup>15</sup>

Umgekehrt bietet sich die Übung in einer guten Schreibeart unter dieser Prämisse als pädagogisches Verfahren an, um das Denken auszubilden. Diesem Potenzial, das dem Stil unter präskriptiven Prämissen im Horizont der Aufklärung zugesprochen wird, geht Roland Spalinger in seinem Beitrag nach. An einem Reflexionszusammenhang, der von Gottscheds Rhetorik über Bodmers und Breitingers Poetik bis zu Baumgartens philosophischer Ästhetik reicht, zeichnet er nach, wie die rhetorische Praxis stilistischer Progymnasmata in den Dienst einer Einübung von Erkenntnisfähigkeiten gestellt wird, bei der sich der Fokus sukzessive vom Denken aufs Empfinden verschiebt.<sup>16</sup> Stil rücke damit, so Spalinger, an die Schnittstelle von Epistemologie, Anthropologie und Ästhetik. Der bei Gottsched postulierte Vorrang der Vernunft wird im Laufe des 18. Jahrhunderts ebenso in Frage gestellt wie der Vorrang der Gedanken vor den Worten und die Kategorisierung der Schreibeart als Teilgebiet der Rhetorik. Diese Entwicklungen zeichnen sich ein halbes Jahrhundert nach der Erstpublikation von Gottscheds „Ausführlicher Redekunst“ in Johann Christoph Adelungs zweibändigem Lehrbuch „Über den Deutschen Styl“ (1785) ab, das die verschiedenen Schreibarten nicht mehr im Rahmen einer Abhandlung über die Redekunst verhandelt, sondern den Stil selbst zum titelgebenden Thema macht.<sup>17</sup> Wie Gottsched verfolgt auch Adelung mit seinem Interesse an der „Richtigkeit des Ausdruckes durch Worte nach Maßgebung des besten Sprachgebrauches“ und am „zweckmäßigen, schönen Ausdrücke“ einen präskriptiv-normativen

<sup>14</sup> Vgl. Davide Giuriato: „klar und deutlich“. Ästhetik des Kunstlosen im 18./19. Jahrhundert, Freiburg/Breisgau 2015, S. 50–95; Stephanie Blum: Poetologische Lyrik der Frühaufklärung. Gattungsfragen, Diskurse, Genderaspekte, Hannover 2018, S. 98–104.

<sup>15</sup> Gottsched [Anm. 12], S. 358–359.

<sup>16</sup> Vgl. zum Hintergrund auch Rüdiger Campe: Stil als Übung. Eine Skizze zu Stilus, Stil und Schreibszenen, in: Interjekta 14, 2022, S. 17–31, [https://www.zfl-berlin.org/files/zfl/downloads/publikationen/interjekta/Interjekta\\_14\\_Campe.pdf](https://www.zfl-berlin.org/files/zfl/downloads/publikationen/interjekta/Interjekta_14_Campe.pdf) (zuletzt 07.08.2023).

<sup>17</sup> Vgl. die Einschätzung von Ludwig M. Eichinger: Vom Glück, Regeln zu befolgen – Adelung im Stil des 18. Jahrhunderts, in: Aufklärer, Sprachgelehrter, Didaktiker: Johann Christoph Adelung (1732–1806), hg. v. Heidrun Kämper, Annette Klosa, Oda Vietze, Tübingen 2008, S. 247–270, hier: S. 267: „Adelungs Stilistik ist eine große Systematisierungsleistung all dessen, was im Laufe der ersten sechzig Jahre des 18. Jahrhunderts in grammatischen und stilistisch-rhetorischen Kenntnissen zusammengetragen worden war.“

Ansatz.<sup>18</sup> Explizit aber weist er die Auffassung zurück, der Ausdruck sei den Gedanken nachrangig: Vielmehr seien beide so eng verbunden, „daß *schön denken* und *schön schreiben*, so wie *schlecht denken* und *schlecht schreiben* eigentlich auf das genaueste mit einander verbunden sind, und sich nicht trennen lassen“.<sup>19</sup> Weil diese Annahme einer wechselseitigen Abhängigkeit von Ausdruck und Gedanke zunehmend an die mentalen und körperlichen Voraussetzungen des einzelnen Menschen gebunden wird,<sup>20</sup> ergeben sich Spannungen zwischen regelhaftem und individuellem Sprachgebrauch, wie Adelung reflektiert:

Da nun jeder Mensch seine eigene Art zu denken und zu empfinden hat, so ist leicht zu begreifen, daß auch die Art des Ausdruckes bey jedem einzelnen [sic] Menschen verschieden seyn müsse, oder mit andern Worten, daß jeder Mensch seine eigene Schreibart haben müsse, wenn er sich selbst überlassen bleibt, und kein bloßer Nachahmer ist. Indessen müssen doch alle diese verschiedenen Schreibarten in gewissen höhern Eigenschaften überein stimmen, wenn sie ihre Absicht erreichen, und dabey ein schönes Ganzes bilden sollen, eben so sehr, als viele Menschen eine wohl geordnete Gesellschaft ausmachen können, wenn gleich ein jeder sich in der Gemüths- und Denkungsart von dem andern unterscheidet.<sup>21</sup>

Indem Adelung das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Sprache, von der er Gebrauch macht, mit dessen Verhältnis zur Gesellschaft parallelisiert, weist er auf die sozialen Implikationen der Stilcategory hin. Im 18. Jahrhundert stehen die individuellen Ausdrucksmöglichkeiten des einzelnen Literaten ebenso zur Debatte wie das Projekt „einer wirklich schönen National-Litteratur“,<sup>22</sup> und beide sind spannungsreich miteinander verbunden. Während Adelung auf der Ebene der Gesellschaft und ihrer „National-Litteratur“ für verbindliche Regeln plädiert, deren Beachtung den individuellen Ausdruck regulieren soll, regt sich andernorts Widerstand gegen normativ-präskriptive Zugänge.

So wird im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zunehmend ein deskriptiver Ansatz zur Erfassung der Stilcategory profiliert, der sowohl auf Individuen als auch auf Kollektive Anwendung findet. Das deutet sich bereits in Johann Georg Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste“ (1771/74) an. Im Artikel „Schreibart; Styl. (Schöne Künste.)“ heißt es: Wenn ein Künstler ein Werk verfertige,

<sup>18</sup> Johann Christoph Adelung: Ueber den Deutschen Styl. Erster Theil, Berlin 1785, S. 25.

<sup>19</sup> Ebd., S. 28.

<sup>20</sup> Vgl. zum Kontext der literarischen Anthropologie den Sammelband: Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposion 1992, hg. v. Hans-Jürgen Schings, Stuttgart, Weimar 1994.

<sup>21</sup> Adelung [Anm. 18], S. 28.

<sup>22</sup> Ebd., S. 29.

schildert er in dem Gegenstand auch sich selbst, die ihm eigenthümliche Art die Sachen anzusehen, zu begreifen und zu empfinden, oder wenigstens die, die ihm bey der Arbeit nach seiner Gemüthslage eigen ist. Das besondere Gepräg, das dem Werk von dem Charakter und der, allenfalls vorübergehenden, Gemüthsfassung des Künstlers eingedrückt worden, scheint das zu seyn, was man zur Schreibart, oder zum Styl rechnet.<sup>23</sup>

Mit Blick auf das Beispiel des Lachens, das bei allen Menschen unterschiedlich ausfalle, aber immer eine „Empfindung der Lust“ ausdrücke, vermerkt Sulzer einschränkend: „Das Wesentliche der Materie, wird dadurch nicht verändert, sondern nur das Zufällige.“<sup>24</sup> Der Stil wird damit als Färbung oder Nuancierung begriffen, die einem Kunstwerk zwar seinen Reiz verleihen kann, aber Akzidens bleibt. Die Gegenstandsorientierung ersetzt die Regelbindung: Sie garantiert bei allen Besonderheiten eine Vermittlung über das einzelne Individuum hinaus. Dass der Großteil des Artikels dann jedoch auf die Bestimmung des Anteils verwendet wird, den der Stil an einem Kunstwerk hat, führt deutlich vor Augen, wie schwer die Trennung von Wesentlichem und Zufälligem, von Materie und Stil fällt, wenn die Lern- und Wählbarkeit des Stils durch dessen Rückführung auf die „eigenthümliche“ Wahrnehmungs- und Ausdrucksweise der jeweiligen Person in Frage gestellt ist. *Res* und *verba* beginnen sich zu überlagern,<sup>25</sup> eine Abgrenzung lässt sich allenfalls noch mit Blick auf den Einzelfall vornehmen.

War das Verhältnis von Text, Autor und Gesellschaft zuvor durch das Scharnier des *aptum* vermittelt gewesen,<sup>26</sup> geraten die bisherigen Wertmaßstäbe einer ‚guten Schreibart‘ nun in Bewegung; die überkommenen Regeln des Schreibens verlieren ihre verbindliche Funktion als Handlungsanweisungen: Der Schriftsteller wird auf „unbewusste Produktion“ festgelegt, die nicht explizierbaren Regeln folgt.<sup>27</sup> Karl Philipp Moritz zieht daraus in seinen „Vorlesungen über den Styl“, die er 1791/92 an der Berliner Artillerieakademie hält, weitreichende Konsequenzen:

---

<sup>23</sup> Johann Georg Sulzer: Schreibart; Styl. (Schöne Künste.), in: Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt, Zweyter Theil, Leipzig 1774, S. 1047–1055, hier: S. 1047.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Vgl. Till [Anm. 8], S. 367.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 361–363.

<sup>27</sup> Kerstin Stüssel: Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Tübingen 1993, S. 102.

So abweichend von den gewöhnlichen Begriffen dieß auch klingen mag, so giebt es doch im strengsten Sinne gar keine Regeln des Styls. Denn man denkt sich doch unter Styl das *Eigenthümliche*, woran man die Schreibart eines ieden wieder erkennt, und wodurch sie eigentlich erst zur Schreibart wird; nun aber finden ja über das *Eigenthümliche* keine Regeln statt. Alles, was sich darüber sagen läßt, beschränkt sich auf einzelne *Beobachtungen*, welche zur Selbstbeobachtung und Selbstprüfung Veranlassung geben können.<sup>28</sup>

Wie Moritz anhand von Goethes Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774) vorführt,<sup>29</sup> wird damit die für Gottsched wichtige Unterteilung in gute und schlechte Schreibarten ebenso hinfällig wie die Annahme, der Stil sei lernbar und wählbar.<sup>30</sup> So werden in Moritz' Unterfangen, Stil als Gegenstand der Beobachtung zu definieren, Ansätze einer deskriptiven Individualstilistik greifbar.<sup>31</sup> Sobald der Stil aus dem Rahmen eines erlernbaren Regelwerks heraustritt, sind die zentralen Instanzen für die Betrachtung und Wertung von Stilphänomenen nicht mehr Dichtungslehrer, sondern andere Autoren und Kritiker. Die enge Verknüpfung von Stil und Person, die in den dabei aufkommenden individualstilistischen Zugängen angelegt ist, hat weitreichende Folgen.<sup>32</sup> Stilbeobachtungen und -bewertungen können nun zum *argumentum ad hominem* werden, wie etwa Friedrich Schillers vernichtendes – und zugleich stilistisches wie psychologisches – Urteil über Gottfried August Bürgers „starke[] nervigte[] Manier“ in seiner Rezension „Über Bürgers Gedichte“ (1791) vorführt.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Karl Philipp Moritz: Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. Erster Theil, Berlin 1793, S. 8. Vgl. auch Ders.: Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Styl, Berlin 1791, S. 3: „Der Styl oder die Schreibart, in so fern man sich etwas Unterscheidendes oder Charakteristisches darunter denkt, ist bloß in der *Eigenthümlichkeit der Vorstellungsart eines jeden gegründet, in so fern sich dieselbe durchgängig im Ausdruck zeigt*. Das Charakteristische und Unterscheidende des Styls läßt sich natürlicher Weise nicht lehren sondern nur beobachten.“

<sup>29</sup> Vgl. Moritz 1793 [Anm. 28], bes. S. 24–32.

<sup>30</sup> Vgl. Dirk Oschmann: ‚Schreibart‘ oder ‚Stil‘? Zur „Werther“-Rezeption bei Karl Philipp Moritz, in: Poetik des Briefromans. Wissens- und mediengeschichtliche Studien, hg. v. Gideon Stiening, Robert Vellusig, Berlin, Boston 2012, S. 167–178.

<sup>31</sup> Vgl. Ulrich Breuer: Stil und Individuum (Individualstil), in: Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch zur historischen und systematischen Forschung, hg. v. Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape, Bd. 2, Berlin, New York 2009, S. 1230–1244, hier: S. 1232–1233.

<sup>32</sup> Das zeigt sich etwa an den negativen Konnotationen, die der Begriff der Stilblüte im 19. Jahrhundert erhält. Vgl. Michael Eggers: Florilegien des Bildungsbürgertums. Zur Diskursgeschichte der Stilblüte und zum Stilbegriff um 1800, in: Stil, Stilbruch, Tabu. Stilerfahrung nach der Rhetorik. Eine Bilanz, hg. v. Matthias Rothe, Hartmut Schröder, Berlin 2008, S. 21–38, hier: S. 31.

<sup>33</sup> Friedrich Schiller: Über Bürgers Gedichte, in: Schillers Werke. Nationalausgabe, hg. v. Julius Petersen u. a., Bd. 22: Vermischte Schriften, hg. v. Herbert Meyer, Weimar 1958, S. 245–259, hier: S. 257. Siehe zu diesem Streit unter geschlechterpolitischen Gesichtspunkten Britta Herrmann: Als Mann schreiben. Geschlecht und Stil in literarischen

Im Zuge ihrer Herauslösung aus dem System der Rhetorik wird die Kategorie des Stils, das zeigt der Bogen von Gottsched über Sulzer und Adelung bis zu Moritz, neu justiert. Andersorts in Europa zeichnen sich ähnliche Entwicklungen ab, die in enger Wechselbeziehung zum deutschsprachigen Stildiskurs stehen. So finden sich, wie Dietmar Till in seinem Beitrag ausführt, bei dem schottischen Aufklärer und Rhetorik-Professor Hugh Blair konzeptuelle und praktische Neuansätze im Umgang mit der Kategorie des Stils, die über die Tradition der klassischen Rhetorik hinausführen und für die anglo-amerikanische Stilratgeberliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts die Voraussetzungen schaffen.<sup>34</sup> Anhand von Blairs „Lectures on Rhetoric and Belles Lettres“ (1783) legt Till dar, wie die Reflexion des Gebrauchs rhetorischer Figuren und Tropen beim Verfassen schriftlicher Prosatexte im Rahmen einer anthropologisch bestimmten Ästhetik zum neuen Ideal einer scheinbar ‚kunstlosen‘ Kunstfertigkeit führt. So modifiziert Blair das Stilprinzip der Einfachheit und zielt mit Blick auf das Ideal der Klarheit (*perspicuity*) als Grundbedingung des Textverständnisses auf einen gelungenen Textaufbau (*composition*). Till folgert, dass die „Ordnung des Stils“ bei Blair eine Auseinandersetzung mit Fragen der kognitiven Textprozessierung erforderlich mache.

Die beginnende Herauslösung der Stilcategory aus dem Rahmen der Rhetorik hat Folgen für individuelle Schreibverfahren. Wie Jan Oliver Jost-Fritz in seinem Beitrag aufzeigt, beginnen verschiedene Autoren, die Effekte stilistischer Gestaltung auf die Einbildungskraft ausgehend von rhetorischen Konzepten neu zu kalkulieren. Anhand einer Gegenüberstellung von Barthold Heinrich Brockes und Friedrich Gottlieb Klopstock arbeitet Jost-Fritz die Unterschiede zwischen einem an der frühaufklärerischen Erkenntnistheorie orientierten analytischen Nominal-Stil, der durch *enargeia* an die Bildimagination appelliert, und dem als ‚lebhaft‘ bezeichneten Stil Klopstocks heraus, der durch die ästhetische Kraft der *brevitas* einen Gesamteindruck des Gedichts in der Einbildungskraft der Leserinnen und Leser erzeugen soll.

Mit Blick auf Rhetoriken, Dichtungstheorien und autorenbezogene Poetologien lassen die Beiträge zum ersten Teil des Bandes erkennen, dass das Verhältnis von Rhetorik und Stilistik im 18. Jahrhundert an Komplexität gewinnt: Das schrittweise Heraustreten der Stillehre aus der Rhetorik wird von intensiven

---

Debatten um 1800, 1900 und 2000, in: Männlichkeiten denken. Aktuelle Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Masculinity Studies, hg. v. Martina Läubli, Sabrina Sahli, Bielefeld 2011, S. 261–284, hier: S. 272–278; zur Engführung von stilistischer und psychologischer Beurteilung auch Eva Axer: Die ‚Eigenthümlichkeit‘ der Annette von Droste-Hülshoff. Ein ambivalenter Topos der Droste-Rezeption als literaturgeschichtliche Wert-Kategorie, in: Droste-Jahrbuch 14, 2023, S. 177–194.

<sup>34</sup> Vgl. zur etwas anders gelagerten Entwicklung der Stilübung im deutschsprachigen Raum die Edition der Tübinger Poetikvorlesung (1830–1832) von Ludwig Uhland: Das Stylisticum, 2 Bde., hg. v. Helmuth Mojem, Stefan Knödler, Göttingen 2022.

theoretischen Reflexionen begleitet, in der tradierte Kategorien nicht etwa an Bedeutung verlieren, sondern vielmehr neue Konzepte der Erkenntnistheorie und Ästhetik mitprägen.

## II. Normierung und Individualisierung

Die Neujustierung der Stilcategory, die sich bei Gottsched, Sulzer, Adelung und Moritz abzeichnet,<sup>35</sup> wird in der Suche nach neuen Metaphern für Stil und Stilphänomene greifbar. Gegen die Vorstellung, dass der Stil die Gedanken einkleide (*exornatio*), setzt sich in den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine Auffassung von Stil als Verkörperung (*incarnatio*) durch.<sup>36</sup> Um diese Vorstellung zu erfassen, werden verschiedene Sprachbilder tastend ausprobiert. Herder lässt seine Leserinnen und Leser in den Fragmenten „Über die neuere deutsche Literatur“ (1766/67) daran teilhaben. Er fragt, ob sich der Ausdruck zum Gedanken „wie ein Kleid zu seinem Körper“ verhalte, und verneint dies mit dem Argument, dass das „beste Kleid [...] bei einem schönen Körper bloß Hindernis“ sei. Er fragt weiter: „Verhält er sich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus.“ Schließlich gelangt er zu dem „Bild, daß *Gedanke* und *Wort*, *Empfindung* und *Ausdruck* sich zu einander verhalten, wie Platons *Seele* zum *Körper*“. Daraus leitet er eine Poetik authentischen Ausdrucks ab, die als Gegenentwurf zur Nachahmungspoetik angelegt ist: Für den Dichter gelte, dass er Empfindungen ausdrücken solle, statt sich blind „in das schöne Kleid, und den Putz der Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit britischer Bilder“ zu verlieben.<sup>37</sup>

Diese Arbeit am metaphorischen Repertoire geht mit Umwertungen einher, die nicht zuletzt das bürgerliche Aufrichtigkeitsideal der Aufklärung stabilisieren helfen.<sup>38</sup> Einkleidung wird nicht nur bei Herder als falsche Verkleidung des Eigenen und Eigentümlichen interpretiert; insbesondere die gewundenen Hypotaxen des sogenannten Kanzleistils, der mit Macht und Herrschaft bezie-

<sup>35</sup> Vgl. für eine Zusammenstellung zeitgenössischer Definitionsversuche von ‚style‘ in Frankreich auch Peter-Eckhard Knabe: Schlüsselbegriffe des kunsttheoretischen Denkens in Frankreich von der Spätklassik bis zum Ende der Aufklärung, Düsseldorf 1972, S. 443–449.

<sup>36</sup> Vgl. Wolfgang G. Müller: Topik des Stilbegriffs. Zur Geschichte des Stilverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart, Darmstadt 1981, bes. S. 85–98.

<sup>37</sup> Alle Zitate dieses Abschnitts nach Johann Gottfried Herder: Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Dritte Sammlung. 1767, in: Ders.: Werke in zehn Bänden, hg. v. Martin Bollacher u. a., Bd. 1: Frühe Schriften 1764–1772, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/Main 1985, S. 367–539, hier: S. 404–405.

<sup>38</sup> Vgl. dazu allgemein den Band Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung, hg. v. Achim Aurnhammer, Dieter Martin, Robert Seidel, Tübingen 2004.

ungsweise Unterwürfigkeit konnotiert ist, gelten nun als Paradebeispiele für Künstlichkeit und Verstellung.<sup>39</sup> Der Stildiskurs wird so an einem moralisch gefärbten Natürlichkeitsideal ausgerichtet: An die Stelle der rhetorischen Taktik der Kunstverbergung (*dissimulatio artis*) tritt die Forderung nach unschuldig-naivem Ausdruck und natürlicher Aufrichtigkeit.<sup>40</sup> So definiert Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der Schönen Künste“ dasjenige als ‚naiv‘, was „der unverdorbenen Natur gemäß“ sei: Die höfischen, privatpolitischen Techniken der Dissimulation („Verstekung“) und der Simulation („Einkleidung“) disqualifiziert er, stattdessen sollen unschuldige „Empfindungen“ – gemäß einer im protestantischen Pietismus und der empfindsamen Literatur des 18. Jahrhunderts geprägten Formel – „aus der Fülle des Herzens herausquellen“.<sup>41</sup>

Die neuartige Faszination für ‚Natürlichkeit‘, mit der auch eine Modifizierung dieses Ideals einhergeht,<sup>42</sup> wird vor allem über das Medium des Briefs ventiliert.<sup>43</sup> Worin genau der ‚natürliche‘ Briefstil besteht, untersucht Marko Neumann in seinem Beitrag anhand der in drei Auflagen eines einflussreichen Briefstellers vorgenommenen Änderungen. Die präsentierten Musterbriefe lassen erkennen, an welchen Elementen des Sprachgebrauchs, insbesondere auf der Ebene der

<sup>39</sup> Vgl. Johannes Schwitalla: Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. Aufstieg und Fall eines sprachlichen Imponierhabitus, in: Soziale Welten und kommunikative Stile, hg. v. Inken Keim, Wilfried Schütte, Tübingen 2002, S. 379–398, bes. S. 391; Britt-Marie Schuster, Manuel Wille: Von der Kanzlei- zur Bürgersprache? Textsortengeschichtliche Betrachtungen zur ‚Staats- und gelehrten Zeitungen des Hamburgischen unparteyischen Correspondenten‘ im 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 17, 2015, S. 7–29.

<sup>40</sup> Vgl. Ursula Geitner: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 1992, bes. S. 284–294; zum europäischen Begriffstransfer Claudia Henn[-Schmölders]: Simplität, Naivetät, Einfalt. Studien zur ästhetischen Terminologie in Frankreich und Deutschland, 1674–1771, Zürich 1974; mit Schwerpunkt auf Stilfragen Hella Jäger: Naivität. Eine kritisch-utopische Kategorie in der bürgerlichen Literatur und Ästhetik des 18. Jahrhunderts, Kronberg/Taunus 1975; zum weiteren Zusammenhang Albrecht Koschorke: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, 2. Aufl., München 2003.

<sup>41</sup> Sulzer [Anm. 23], S. 803–808, hier: S. 804. Vgl. Max L. Baeumer: „Fülle des Herzens“. Ein biblischer Topos der dichterischen Rede in der romantischen Literatur, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 15, 1971, S. 133–156.

<sup>42</sup> Vgl. zur Vorgeschichte Michael Multhammer: Was ist eine ‚natürliche Schreibart‘? Zur Reichweite eines transdisziplinären Wunschbildes der Aufklärung, in: Aufklärung 25, 2013, S. 133–157; Wolf-Dieter Stempel: ‚Natürliches‘ Schreiben – Randbemerkungen zu einer stilistischen Konjunktur im 16. Jahrhundert, in: Sprache, Bewußtsein, Stil. Theoretische und historische Perspektiven, hg. v. Daniel Jacob, Thomas Krefeld, Wulf Oesterreicher, Tübingen 2005, S. 135–154.

<sup>43</sup> Vgl. Yulia Mevissen: „Ein galanter mensch muß in allem seinen thun natürlich seyn“. Zur Natürlichkeit als epistolarem Stilprinzip vor und bei Gellert, in: Daphnis 50, 2022, S. 347–372; Ulrike Staffehl: Natürlichkeitsfiktion im späten 18. Jahrhundert: Gellerts Brieflehre, in: Textprofile stilistisch. Beiträge zur literarischen Evolution, hg. v. Ulrich Breuer, Bernhard Spies, Bielefeld 2011, S. 217–234.



Syntax, ‚Natürlichkeit‘ im 18. Jahrhundert festgemacht wird. Durch diesen empirischen sprachwissenschaftlichen Zugriff lassen sich konkrete Indikatoren für das vielbeschworene Natürlichkeitsideal ausmachen: Man versucht im 18. Jahrhundert einen Eindruck von ‚Natürlichkeit‘ herzustellen, so Neumann, indem man die Satzkomplexität reduziert, mündlichkeitsnahe Strukturen einbezieht und durch Verzicht auf Bescheidenheitsmarkierungen – Auslassung oder Nachstellung des Personalpronomens der ersten Person – häufiger auf sich selbst referiert.

Das Natürlichkeitspostulat, das sich bei Sulzer und Blair ebenso zeigt wie in den Briefstellern der Zeit, ist im Nachdenken über den Stil eng verbunden mit den Individualisierungstendenzen auf praktischer und programmatischer Ebene, die Moritz in seinen „Vorlesungen über den Styl“ dokumentiert. So lockern sich die Normen für guten Stil: Der Regelverstoß wird als Ausdruck schöpferischer Originalität zu einer Option neben einem auf Konformität setzenden Stilverhalten.<sup>44</sup> Das hat weitreichende Konsequenzen für die Maßstäbe, die bei der Bewertung von Literatur angelegt werden. Während Dichter wie Christoph Martin Wieland sich stilistisch mit Grazie, Ironie, Witz und Empfindung einem klassizistischen Urbanitätsideal und damit „dem mittleren Niveau einer gepflegten, auf Kommunikation gegründeten Geselligkeitskultur“ verpflichtet wissen,<sup>45</sup> wird die *imitatio* und *aemulatio* antiker Vorbilder gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend desavouiert; auch bestimmte andere Schreibweisen – etwa die moralisch-didaktische Signatur von Sophie von La Roche – werden an den Rand gedrängt.<sup>46</sup>

Ein ähnliches Schicksal erleiden moderate Konzepte wie der Geschmack (*goût*).<sup>47</sup> Der französische Dichter und Poetiker Jean-François Marmontel versucht sich, so zeigt Valérie Leyh in ihrem Beitrag, noch einmal an einem Kompromiss zwischen individueller Begabung und erlernten Fähigkeiten, indem er ein Konzept des Geschmacks ausarbeitet, dessen Ausbildung neben dem Studium der Klassiker und den ‚richtigen‘ sozialen Umgangsformen auch individuelles Talent voraussetzt. Solche Kompromisse verlieren indes, wie Leyh anhand der Übersetzung von Marmontels Schrift und deren Rezeption

<sup>44</sup> Vgl. Aleida Assmann: „Opting in“ and „opting out“. Konformität und Individualität in den poetologischen Debatten der englischen Aufklärung, in: Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt/Main 1986, S. 127–143.

<sup>45</sup> Bernd Auerochs: Wielands Schreibweisen, in: Wieland-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. v. Jutta Heinz, Stuttgart, Weimar 2008, S. 141–149, hier: S. 142. Vgl. auch Cornelius Sommer: Europäische Tradition und individuelles Stilideal. Zur Vergestaltung von Wielands späteren Dichtungen, in: Arcadia 4, 1969, S. 247–273.

<sup>46</sup> Vgl. Helga Meise: Die Schreibweisen der Sophie von La Roche, in: German Life and Letters 67, 2014, H. 4, S. 530–541.

<sup>47</sup> Vgl. Wilhelm Amann: „Die stille Arbeit des Geschmacks“. Die Kategorie des Geschmacks in der Ästhetik Schillers und in den Debatten der Aufklärung, Würzburg 1999.

in Deutschland nachzeichnet, bald an Überzeugungskraft. Die Auseinandersetzung mit Marmontels Vermittlungsversuch geht außerdem, wie ein handschriftlich überliefertes Rezeptionszeugnis des Mathematikers Johann Heinrich Lambert zeigt, mit einer Reflexion der unterschiedlichen stilistischen Anforderungen an philosophisches und naturwissenschaftliches Schreiben einerseits und literarische Texte andererseits einher, also der zunehmend auch hinsichtlich des Sprachgebrauchs forcierten Unterscheidung zwischen ‚Vernunftlehre‘ und ‚schönen Wissenschaften‘.

Wie die Marmontel-Rezeption vor Augen führt, handelt es sich bei der Neujustierung der Stil­kategorie um eine transnationale, von Übersetzungsprozessen beförderte Entwicklung. Das lässt sich auch anhand der Karriere einer Redensart nachvollziehen, die noch heute Verwendung findet. Das Diktum „le style est l’homme même“, das auf den „Discours sur le style“ (1753) des Naturforschers Georges-Louis Leclerc de Buffon zurückgeht,<sup>48</sup> bezieht sich zwar auf das klassizistische Ideal des *honnête homme*, dient im deutschsprachigen Kontext aber als Stichwort für eine Idee des Individualstils, die veränderte Erwartungen an Autorschaft zeitigt. Als wichtiges Moment dieser Umdeutung gilt Johann Georg Hamanns Kommentierung einer deutschen Übersetzung von Buffons „Discours sur le style“ durch Christian Jakob Kraus, die 1776 in der „Beilage zur Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitung“ erscheint. Die Übersetzung des vielzitierten Satzes lautet dort: „[D]er Styl ist der Mensch selbst ganz und gar“. Hamann folgert daraus in seinem Kommentar, das „Leben des Styls“ hänge „von der Individualität unserer Begriffe und Leidenschaften ab“,<sup>49</sup> und interpretiert den Satz damit, so Jürgen Trabant, im Sinne eines „Relativismus des Personalstils, der bei Buffon nicht gemeint war“.<sup>50</sup> Dem antiken Postulat einer Übereinstimmung von Mensch und Stil,<sup>51</sup> auf das Buffons Satz zurückgeht, wird damit neue Bedeutung verliehen: Nicht der römische *vir bonus* und auch nicht der *honnête homme* des französischen Klassizismus bilden den Bezugspunkt, sondern das individuell Charakteristische und Subjektive des jeweiligen Menschen.<sup>52</sup> Gut zehn Jahre später verfährt Hamann ähnlich mit Jonathan Swifts Definition eines guten Stils („proper words in proper places“):

<sup>48</sup> Georges-Louis Leclerc de Buffon: *Discours sur le style*, in: Ders.: *Œuvres. Textes choisis, présentés et annotés par Stéphane Schmitt*, Paris 2007, S. 421–428, hier: S. 427.

<sup>49</sup> Johann Georg Hamann: *Über den Styl (1776)*, in: Ders.: *Sämtliche Werke*, hg. v. Josef Nadler, Bd. 4: *Kleine Schriften 1750–1788*, Wien 1952, S. 419–425, hier: S. 424.

<sup>50</sup> Jürgen Trabant: *Die Schäferstunde der Feder: Hamanns Fußnoten zu Buffons „Rede über den Stil“*, in: *Stilfragen*, hg. v. Willi Erzgräber, Hans-Martin Gauger, Tübingen 1990, S. 107–129, hier: S. 117.

<sup>51</sup> Vgl. Melanie Möller: *Der Stil ist der Mensch? Zu einem Topos der antiken Literaturkritik*, in: *Zwischen Tradition und Innovation. Poetische Verfahren im Spannungsfeld Klassischer und Neuerer Literatur und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Paul Schwindt, München, Leipzig 2000, S. 88–108.

<sup>52</sup> Vgl. Müller [Anm. 36], S. 44.

Hamann überführt Swifts normatives Stilideal, das am *aptum*-Kriterium ausgerichtet ist, als Zitat „in sein Individualstilkonzept, das nicht eine Norm, sondern die Eigentümlichkeit (*proprietas*) des Schreibenden in den Mittelpunkt stellt“,<sup>53</sup> wie Janina Reibold formuliert. An Hamanns Äußerungen zum Stil zeigt sich mithin exemplarisch, wie sich das Konzept eines Individualstils in Europa des 18. Jahrhunderts vermittelt durch Übersetzungen, Zitate und Anagnungen durchsetzt, die auch produktives Missverstehen beinhalten.

Die Wiedererkennbarkeit bestimmter, an einzelne Personen gebundener Schreibweisen wird nun, nicht zuletzt befördert durch die anonyme und pseudonyme Publikationspraxis der philosophischen und literaturkritischen Publizistik,<sup>54</sup> zu einem eigenen Thema. Gerade das Beispiel Hamann verdeutlicht allerdings, wie komplex und auch in sich widersprüchlich die stilistischen Individualitäts- und Originalitätszuschreibungen sind, die unter diesen Umständen vorgenommen werden. Zwar erregt Hamanns ‚dunkler‘ Stil Aufsehen und wird als distinkter Personalstil gehandelt.<sup>55</sup> Sina Dell’Anno und Emmanuel Heman zufolge lässt sich das allerdings nicht auf einen vermeintlich authentischen Selbsta Ausdruck zurückführen, sondern darauf, dass Hamann als *poeta doctus* emphatische Originalität mit exzessiver Intertextualität verbinde: Auf diese Weise stelle er die Eigentümlichkeit seines Schreibens aus und entziehe sich zugleich dem stilkritischen Zugriff. Hamann entwickle seinen ‚sokratischen Stil‘ im Frühwerk als ironisch verstellte Maskenrede, und zwar dergestalt, dass die Autorinstanz zunächst depotenziert werde. Als kalkulierter Anti-Stil, so das Fazit des Beitrags von Dell’Anno und Heman, zeige Hamanns *stilus atrox* in einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Ausstellung und Entzug, dass der bewusste Stilbruch als Option der literarischen Positionierung unterschiedlich konnotiert sein kann.

Während solchen Stilbrüchen in der Forschung einige Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, rücken die Beiträge dieses Bandes verstärkt ihre Voraussetzungen in den Blick und unternehmen dazu auch Brückenschläge zwischen Literatur- und Sprachgeschichte.<sup>56</sup> Wichtig für das Verständnis des Stildiskurses im

<sup>53</sup> Janina Reibold: „Proper words“. Zu einer Fehllesung in den edierten Schriften Johann Georg Hamanns, in: Textkritische Beiträge 13, 2012, S. 171–176, hier: S. 176.

<sup>54</sup> Vgl. Helene Kraus: Anonyme Autorschaft. Literatur- und buchhistorische Studien (1750–1830) [in Vorbereitung].

<sup>55</sup> Vgl. zuletzt die Beiträge in dem Band „... sind noch in der Mache“. Zur Bedeutung der Rhetorik in Hamanns Schriften. Acta des zwölften Internationalen Hamann-Kolloquiums in Heidelberg 2019, hg. v. Eric Achermann, Janina Reibold, Göttingen 2021; grundlegend Sven-Aage Jørgensen: Zu Hamanns Stil [1966], in: Ders.: Querdenker der Aufklärung. Studien zu Johann Georg Hamann, Göttingen 2013, S. 17–34.

<sup>56</sup> Vgl. zu den damit verbundenen Herausforderungen Gotthard Lerchner: Stilistische Solidaritäten. Stilgeschichte zwischen Literatur- und Sprachhistoriographie, in: Zeitschrift für Germanistik N. F. 6, 1996, H. 2, S. 337–348; Ulla Fix: Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen und neben germanistischer Sprach- und

18. Jahrhundert ist, dass die Pluralisierung stilistischer Möglichkeiten zunächst einmal Variantenreduktion auf der Ebene des Sprachsystems erfordert: Erst auf Basis einer weitgehend normierten Schriftsprache ist es möglich, Stilbrüche als individuelle und originelle Sprachgebrauchsinnovationen zu inszenieren. Anders gesagt: Voraussetzung für die stilistischen Individualisierungstendenzen, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mit Originalitäts- und Genieästhetik durchsetzen, ist der Normierungsprozess der deutschen Schriftsprache, der in Adelungs Wörterbuch ein Monument findet.<sup>57</sup>

Vor diesem Hintergrund wirft Anja Voeste in ihrem Beitrag ein neues Licht auf das Verhältnis von Normierung und Individualisierung im 18. Jahrhundert. Wenn aus einem Variantenspektrum eine einzige ‚normadäquate‘ Variante privilegiert wird, so erläutert sie ausgehend von Christian Ludwigs deutsch-englischen Wörterbüchern, sind alle anderen Varianten regional oder sozial markiert. Voeste plädiert dafür, diese Homogenisierung und Vertikalisierung des Variantenspektrums nicht als Widerspruch zum sich herausbildenden literarischen Prinzip eines Individualstils zu begreifen, sondern als andere Seite derselben Medaille: In beiden Fällen – Normierung wie Individualisierung – sei das Bedürfnis nach bildungsbürgerlicher Statusmarkierung zu berücksichtigen. In dieser Perspektive kann individuelles Stilverhalten mit seinen sozialen Implikationen differenziert betrachtet werden: Nicht nur der bewusste Stilbruch mit Originalitätsanspruch, auch Konformität ist unter den Voraussetzungen der zunehmenden Normierung des Hochdeutschen mit sozialen Absichten verbunden.<sup>58</sup> „Im Gegensatz zu Luthers durch die Bibel legitimierter Konsultation des ‚gemeinen Mannes‘ als Experten des Sprachgebrauchs“, so Gerhard Härle,

---

Literaturwissenschaft, in: Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, hg. v. Ulrike Haß, Christoph König, Göttingen 2003, S. 223–233.

<sup>57</sup> Vgl. für eine knappe Einordnung Ulrike Haß-Zumkehr: Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte, Berlin, New York 2001, S. 105–111; Helmut Henne: Einführung und Bibliographie zu Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart (1793–1801), in: Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts. Einführung und Bibliographie, hg. v. dems., 2., erw. Aufl., Hildesheim 2001, S. 145–178; vgl. zu den Standardisierungsvorgängen des Englischen auch den Sammelband *Eighteenth-Century English. Ideology and Change*, hg. v. Raymond Hickey, Cambridge 2010.

<sup>58</sup> Vgl. am Beispiel von Dorothea Leporin, die 1754 als erste deutsche Frau einen medizinischen Dokortitel erwarb und ihre Gelehrsamkeit im Bereich der Grammatik durch eine Orientierung an sprachlichen Mustern des 17. Jahrhunderts unter Beweis zu stellen suchte, Anja Voeste: Variantenwahl und Sozialpositionierung im 18. Jahrhundert am Beispiel der Syntax bei Dorothea Leporin-Erxleben, in: Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs IV. Fragestellungen – Methoden – Studien, hg. v. Gisela Brandt, Stuttgart 2000, S. 85–96; mit weiteren Beispielen auch Anja Voeste: Um Anerkennung schreiben. Fünf historische Versuche, sich mit den rechten Worten ins rechte Licht zu rücken, in: *Im Bergwerk der Sprache. Eine Geschichte des Deutschen in Episoden*, hg. v. Gabriele Leupold, Eveline Passet, Göttingen 2012, S. 185–202, bes. S. 191–195. Vgl.

(Fortsetzung der Fußnote auf Seite 22)

„konsultiert um 1800 der ‚deutsche Mann‘ – und zwar nicht nur der ‚gemeine‘ – den normativen Sprachcodex, um seinen Sprachgebrauch daran auszurichten und ihn zu legalisieren.“<sup>59</sup>

So wandelt sich mit der Neujustierung der Stil­kategorie vor dem Horizont von Individualisierung und Normierung auch die gesellschaftliche Funktion von Sprache.<sup>60</sup> Sie kann auf neue Weise zur Distinktion sowie zur Exklusion bestimmter sozialer Gruppen eingesetzt werden.<sup>61</sup> In der Aufklärung wird die Frage virulent, wie Schreibarten beschaffen sein müssen, um durch sprachlich hergestellte Popularität das ‚Volk‘ zu erreichen.<sup>62</sup> Angesichts eines zunehmend heterogenen Publikums ergibt sich zudem die Herausforderung, die Pluralität verschiedener Schreibarten für eine potenziell standesübergreifende Rezeption produktiv zu machen.<sup>63</sup> In diesem Zusammenhang erhält die tradierte Kategorie des ‚mittleren‘ Stils steigende dichtungstheoretische Aufmerksamkeit. Dies gilt für Gottscheds Aufwertung des ‚sinnreichen‘ Stils, der dem *genus mediocre* entspricht,<sup>64</sup> ebenso wie für den Fokus der Anakreontiker auf „mittlere[] und kleine[] Gattungen“<sup>65</sup> wie Fabel, Lied und Epigramm, mit denen diese sich bewusst an ein geschlechterübergreifendes Publikum richten.<sup>66</sup> Nor-

---

ferner auch Peter Mauser: Bäuerliches Schreiben zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Kapuzinerchronik des Lungauer Reiterbauern Andre Kocher, in: *Gesprochen – geschrieben – gedichtet. Variation und Transformation von Sprache*, hg. v. Monika Dannerer u. a., Berlin 2009, S. 41–58.

<sup>59</sup> Härle [Anm. 9], S. 3.

<sup>60</sup> Vgl. Joachim Gessinger: *Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1980.

<sup>61</sup> Vgl. zu sozialen Aspekten des *decorum*-Ideals, das zuvor dafür ausschlaggebend war, Volker Sinemus: *Stilordnung, Kleiderordnung und Gesellschaftsordnung im 17. Jahrhundert*, in: *Stadt, Schule, Universität, Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel*, hg. v. Albrecht Schöne, München 1976, S. 22–43; ausführlich Volker Sinemus: *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1978.

<sup>62</sup> Vgl. Holger Böning: *Das Ringen um „Volkston“ und „Volksbeifall“ in der deutschen Aufklärung. Theorien der Popularität von den ersten Anfängen in der gemeinnützig-ökonomischen Publizistik bis zu Johann Christoph Greiling*, in: *Europa in der Frühen Neuzeit*, Bd. 6: Mittel-, Nord- und Osteuropa, hg. v. Erich Donnert, Köln 2002, S. 325–347; Richard Bauman, Charles L. Briggs: *Voices of Modernity. Language Ideologies and the Politics of Inequality*, Cambridge 2003, S. 170–189.

<sup>63</sup> Vgl. Dorothea E. von Mücke: *The Practices of the Enlightenment. Aesthetics, Authorship, and the Public*, New York 2015; Trevor Ross: *Writing in Public. Literature and the Liberty of the Press in Eighteenth-Century Britain*, Baltimore 2018.

<sup>64</sup> Vgl. Till [Anm. 8], S. 296–300.

<sup>65</sup> Christoph Perels: *Studien zur Aufnahme und Kritik der Rokokolyrik zwischen 1740 und 1760*, Göttingen 1974, S. 10.

<sup>66</sup> Vgl. Annika Hildebrandt: *Herzen im Gleichtakt. Zur Liedkultur der Berliner Aufklärung*, in: *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*, hg. v. Luisa Banki, Kathrin Wittler, Göttingen 2020, S. 87–106.

mierung und Individualisierung als ineinandergreifende und voneinander abhängige Entwicklungen des Stildiskurses des 18. Jahrhunderts geben, das deutet sich hier an, der Umstrukturierung des Literatursystems wichtige Impulse.

### III. Stilqualitäten: Flexibilisierung des Literatursystems

Indem das Konzept des Stils auf dem Weg zur Originalitäts- und Genieästhetik pluralisiert, historisiert und individualisiert wird,<sup>67</sup> entfaltet es innovatives Potenzial für die Flexibilisierung des Literatursystems. Das zeigt sich besonders prägnant in der Beurteilung der Prosa, die keinen angestammten Platz im Gattungssystem hat und gerade deshalb im 18. Jahrhundert ein Versprechen für Reformen darstellt. Wie Heinrich Küntzel nachgezeichnet hat, ist es die „originelle Prosa“ der Aufklärung, die dem Konzept des Individualstils den Boden bereitet.<sup>68</sup> Bei diesem Nachdenken über das Verhältnis von Prosa und Stil werden soziale Verhältnisse mitverhandelt. So überblendet man in England die Prosastilkriterien ‚easy‘ und ‚familiar‘ mit den soziopolitischen Kriterien ‚free‘ und ‚private‘:

Der für die zeitgenössische Literatur angemessene Prosastil soll einen ungezwungen und im intimen Zirkel parlierenden Privatmann als Sprecher suggerieren, weil dessen Haltung nicht nur die individuelle Tugend der Toleranz, sondern auch und vor allem ein für das neue England beanspruchtes Freiheitsideal repräsentiert.<sup>69</sup>

Im deutschsprachigen Raum ist es allen voran Herder, der dem stilistischen Ringen um die Prosa eine kulturpolitische Dimension verleiht.<sup>70</sup> Indem er seinen Ruf nach einer originären deutschen Prosa durch einen europäischen Stilvergleich begründet, modifiziert er die tradierte Denkfigur eines Wettbewerbs der

<sup>67</sup> Vgl. Niklas Luhmann: *Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst*, in: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt/Main 1986, S. 620–672.

<sup>68</sup> Vgl. Heinrich Küntzel: *Essay und Aufklärung. Zum Ursprung einer originellen deutschen Prosa im 18. Jahrhundert*, München 1969, bes. S. 43.

<sup>69</sup> Gerd Stratmann: „Easy and Familiar“. Zur klassizistischen Theorie des Prosastils, in: *Englische und amerikanische Literaturtheorie. Studien zu ihrer historischen Entwicklung*, Bd. 1: Renaissance, Klassizismus und Romantik, hg. v. Rüdiger Ahrens, Erwin Wolff, Heidelberg 1978, S. 237–251, hier: S. 246; vgl. ausführlich Beate Wackwitz: *Die Theorie des Prosastils im England des 18. Jahrhunderts*, Hamburg 1962; Carey McIntosh: *The Evolution of English Prose, 1700–1800. Style, Politeness, and Print Culture*, Cambridge 1998.

<sup>70</sup> Vgl. Sabine Gross: *Spannungsvolle Präzision. Rhetorik, Stil und Gestus bei J. G. Herder*, in: *Herders Rhetoriken im Kontext des 18. Jahrhunderts. Beiträge zur Konferenz der Internationalen Herder-Gesellschaft Schloss Beugen nahe Basel 2012*, hg. v. Ralf Simon, Heidelberg 2014, S. 295–310; Hans Adler: *Die Sorge um Wort, Text und Sprache: Johann Gottfried Herder*, in: *Geschichte der Germanistik 39/40*, 2011, S. 21–32.

Nationen dergestalt,<sup>71</sup> dass er sie für die Frage nach für die jeweilige Kultur spezifischen Ausdrucksformen produktiv machen kann.<sup>72</sup> Wie Michael G a m p e r in seinem Beitrag anhand von Herders Fragmenten „Über die neuere deutsche Literatur“ (1766/67) erläutert, wird Stil im kritischen Vergleich unterschiedlicher Sprachen, Literaturen, Gattungen und Individuen nicht nur zum Medium von Herders eigenem Prosa-Ideal, sondern soll auch eine Orientierungshilfe für die individuelle wie kollektive Verbesserung des Deutschen als Literatursprache bieten. Im Rahmen dieser ‚Stilkomparatistik‘ mache Herder, so Gamper, die der Prosa zugeschriebene Flexibilität auch für Übersetzungsfragen, einschließlich der Übertragung fremdsprachiger Verse, produktiv.

In diesem Zusammenhang überführt Herder die tradierte Dichotomie von Poesie und Prosa in ein historisches Entwicklungsmodell. Für ihn vertritt die „Poesie“ das „jugendliche Sprachalter“, das „sinnlich, und reich an kühnen Bildern“ gewesen sei; dagegen markiere die „schöne Prose“ die „Sprache [...] in ihrem männlichen Alter“,<sup>73</sup> die im Zeichen der Mäßigung stehe. Sprach- und Stilreflexionen überlagern sich hier mit der Konstruktion kulturgeschichtlicher Narrative. In der Folge gewinnt die Beobachtung von Sprache eine potenziell kulturdiagnostische Funktion;<sup>74</sup> kulturelle und historische, soziale und geschlechtliche Kodierungen dienen zur Abgrenzung des Eigenen vom Anderen, des Vertrauten vom Fremden.<sup>75</sup>

So eröffnen sich dem Begriff des Stils neue literatur- und kulturtheoretische Anwendungsbereiche. Er verspricht, nebulöse Kategorien wie Individualität und Nationalität in konkreten Texten identifizierbar machen zu können. Nicht allein einzelnen Menschen, sondern auch menschlichen Gemeinschaften wird eine eigene beziehungsweise – so der nun Verbreitung findende

<sup>71</sup> Caspar Hirschi: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrge-meinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005.

<sup>72</sup> Vgl. zu den Transformationen, die sich um 1800 aus dem transatlantischen Transfer dieser Diskurse ergeben, Ezra Tawil: *Literature, American Style. The Originality of Imitation in the Early Republic*, Philadelphia 2018.

<sup>73</sup> Johann Gottfried Herder: *Über die neuere deutsche Literatur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. 1767* [1766], in: Ders.: *Werke in zehn Bänden*, hg. v. Martin Bollacher u. a., Bd. 1: *Frühe Schriften 1764–1772*, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/Main 1985, S. 161–259, hier: S. 183–184.

<sup>74</sup> Vgl. Annika Hildebrandt: *Das Deutsche zwischen den Zeilen. Sprachanalyse als nationale Selbstanalyse in Herders „Fragmenten“ (1766/1767)*, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 14, 2020, H. 2, S. 33–47.

<sup>75</sup> Vgl. zur Frage der ‚Fremdbilder‘ auch Rainer Rosenberg: *Paradigmen des literarischen Stils*, in: Ders.: *Verhandlungen des Literaturbegriffs. Studien zur Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft*, Berlin 2003, S. 42–84, hier: S. 45–46.

Begriff – eigentümliche Ausdrucksweise zugeschrieben.<sup>76</sup> Persönliche und kollektive Schreibart werden dabei oft aufeinander bezogen: Das Originalgenie steht mit seiner individuellen Ausdruckskraft im Dienst der Ausbildung einer eigenständigen nationalen Diktion.<sup>77</sup> In der Umkehrung wird die Frage virulent, ob Schreibarten spezifischer Autorinnen und Autoren charakterlich, kulturell und geschlechtlich gebunden seien.<sup>78</sup> Sichtbar wird das etwa in der Annahme, dass eine Autorin ihr Geschlecht oder ihre Herkunft im Stil ‚verraten‘ könne, in stereotypen Vorstellungen von ‚Nationalstilen‘ und in der Durchsetzung des Konzepts der ‚Muttersprache‘ als einzig legitimer Ausdrucksform authentischen Stils.<sup>79</sup>

Pluralisiert, historisiert und individualisiert, empfiehlt sich der Stil als sprachlicher Index für die neuen Kollektivsingulare, die sich in den zeitgenössischen gesellschaftstheoretischen Diskursen herausbilden. An den Schnittstellen von ästhetischen und politischen Projekten begibt man sich auf die Suche nach Schreibarten, in denen die spezifischen Eigenschaften von Nationen hervortreten scheinen. Mit den Grundlegungen der Schweizer Poetik in Johann Jacob Bodmers und Johann Jacob Breitingers „Discoursen der Mahlern“ (1721) sowie Breitingers „Critischer Dichtkunst“ (1740) setzen erste Überlegungen dazu ein, wie sich die je eigenen „Caractern [sic]“ von Völkern auf ihre „Handlungen

<sup>76</sup> Vgl. Gerhard Plumpe: Eigentum – Eigentümlichkeit. Über den Zusammenhang ästhetischer und juristischer Begriffe im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Begriffsgeschichte 23, 1979, S. 175–196; in verschiedene Künste und Lebensbereiche erfassender Perspektive auch: Stil als (geistiges) Eigentum, hg. v. Julian Blunk, Tanja Michalsky, München 2018.

<sup>77</sup> In seinem Nachruf auf Thomas Abbt stellt Herder gar die „Fehler[]“ von Abbts Schreibart in den Dienst seines Projekts, eine deutsche Nationalliteratur zu bilden: „Versuche, wie er, muß man machen, um unsrer noch gewiß unausgebildeten Sprache Reichtum, Fülle, Leichtigkeit zu verschaffen“ (Johann Gottfried Herder: Über Thomas Abbts Schriften. Ein Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet [1768], in: Ders.: Werke in zehn Bänden, hg. v. Martin Bollacher u. a., Bd. 2: Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781, hg. v. Gunter E. Grimm, Frankfurt/Main 1993, S. 565–608, hier: S. 596).

<sup>78</sup> Vgl. mit Blick auf ‚weibliche‘ Schreibarten Ursula Geitner: Kritik der Einbildungskraft (poetologisch/pathologisch), in: Bildersturm und Bilderflut um 1800. Zur schwierigen Anschaulichkeit der Moderne, hg. v. Helmut J. Schneider u. a., Bielefeld 2001, S. 307–332; mit Blick auf ‚orientalische‘ Schreibarten Kathrin Wittler: Morgenländischer Glanz. Eine deutsche jüdische Literaturgeschichte (1750–1850), Tübingen 2019, S. 59–114; Kathrin Wittler: Griechischer Philosoph oder orientalischer Rabbi? Moses Mendelssohn im Religionsdiskurs der Aufklärungszeit, in: Aschkenas 32, 2022, H. 1, S. 69–89.

<sup>79</sup> Vgl. Claus Ahlweiz: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache, Opladen 1994, bes. S. 132–153; Michael Townson: Mother-Tongue and Fatherland. Language and Politics in German, Manchester 1992; Thomas Paul Bonfiglio: Mother Tongues and Nations. The Invention of the Native Speaker, New York 2010, S. 122–141; Yasemin Yildiz: Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition, New York 2012, bes. S. 1–14; David Gramling: The Invention of Monolingualism, London, New York 2016.



und Reden“ auswirken.<sup>80</sup> Bodmer legt in seinen „Critischen Betrachtungen über die Poetischen Gemähle der Dichter“ (1741) schließlich ein Kapitel „Von den charactermässigen Reden der Nationen“ vor, das die Wahrscheinlichkeit von Figurenrede an vermeintlich typische Denk- und Schreibarten von Völkern knüpft.<sup>81</sup>

Das Nachdenken über Kollektivstile gewinnt in den 1740er Jahren europaweit an Relevanz. Étienne Bonnot de Condillac lanciert in seinem „Essai sur l'origine des connoissances humaines“ (1746) für die kulturellen Dispositionen von Sprachgemeinschaften das Konzept des *génie des langues*;<sup>82</sup> diese Denkfigur wird wenig später von Charles-Louis de Montesquieu ins Politische erweitert, wenn er in seiner staats- und gesellschaftstheoretischen Abhandlung „De l'esprit des lois“ (1748) den *esprit général d'une nation* zur Grundlage staatlicher Organisationsformen erhebt.<sup>83</sup> Vieldeutige Begriffe wie *esprit*, *spirit* und *Geist* werden in der Folge zu Bezugspunkten, in denen Reflexionen über Sprachgebrauch und Stil mit Reflexionen über politische und kulturelle Zugehörigkeit konvergieren.<sup>84</sup> Damit in Verbindung steht ein wachsendes Bewusstsein für den Eigensinn von Sprachen, das in der Übersetzungspraxis und Übersetzungsreflexion zu einer Auratisierung des ‚Originals‘ und zu Forderungen nach Ausgangssprachenorientierung führt.<sup>85</sup> Davon ausgehend verfestigt sich die Vorstellung von – vermeintlich unveränderlichen und unübersetzbaren – Nationalstilen, die dem Stildiskurs neues symbolisches Gewicht verleiht. Vorstellungen von Eigentümlichkeit erlauben einerseits, im Nachdenken über verschiedene Schreibarten die Pluralität von Denk- und Ausdrucksformen zu reflektieren. Andererseits begünstigen sie essenzialisierende Zuschreibungen: In

<sup>80</sup> [Johann Jacob Bodmer, Johann Jacob Breitingen:] Die Discourse der Mahlern. Erster Theil, Zürich 1721, V. Discours (unpag.).

<sup>81</sup> Johann Jacob Bodmer: Critische Betrachtungen über die Poetischen Gemähle der Dichter. Mit einer Vorrede von Johann Jacob Breitingen, Zürich 1741, S. 478–497.

<sup>82</sup> Vgl. Étienne Bonnot de Condillac: Essai sur l'origine des connoissances humaines. Ouvrage où l'on réduit à un seul principe tout ce qui concerne l'entendement humain, Bd. 2, Amsterdam 1746, S. 196–223.

<sup>83</sup> Vgl. Charles-Louis de Montesquieu: De l'esprit des lois, in: Œuvres complètes, texte présenté et annoté par Roger Caillois, Bd. 2, Paris 1951, S. 225–995, hier: S. 556.

<sup>84</sup> Vgl. Maïke Oergel: Zeitgeist – How Ideas Travel. Politics, Culture and the Public in the Age of Revolution, Berlin, Boston 2019, S. 27–49; Katja Faulstich: Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert, Berlin 2008, S. 432–437. Vgl. allgemein auch Benedict Anderson: Imagined Communities. Reflections in the Origin and Spread of Nationalism, London 1983, bes. Kap. V: Old Languages, New Models.

<sup>85</sup> Vgl. Gerhard Kurz: Die Originalität der Übersetzung. Zur Übersetzungstheorie um 1800, in: Zwiesprache. Beiträge zur Theorie und Geschichte des Übersetzens, hg. v. Ulrich Stadler, Stuttgart, Weimar 1996, S. 52–63; Andreas Poltermann: Die Erfindung des Originals. Zur Geschichte der Übersetzungskonzeptionen in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte, hg. v. Brigitte Schultze, Berlin 1987, S. 14–52.

der Idee eines geistigen „Charakterbild[es]“<sup>86</sup> überschneiden sich beispielsweise Stilbeobachtungen und physiognomisches Denken.<sup>87</sup>

Mit dem Interesse an einer Identifizierung von eigentümlichen beziehungsweise charakteristischen Merkmalen, sowohl im Hinblick auf einzelne Schreibende wie auf soziale, kulturelle oder nationale Gemeinschaften, wächst der Bedarf an einer nuancierten Beschreibungssprache. So wird die Dynamisierung der literarischen Verhältnisse an der Neuschöpfung und Umbesetzung zahlreicher Adjektive sichtbar, die den Stil zu einer ästhetischen Reflexionsgröße machen. Wo man zuvor schematisch *genus sublime*, *genus mediocre* und *genus humile* unterschieden hatte, öffnet sich nun ein Beobachtungsraum, in dem naive, scherzhaft, launische oder auch kräftige Schreibarten identifiziert und als Signaturen von Individuen oder Gattungen kritisch diskutiert werden. In der Poesie werden zum Beispiel Friedrich Gottlieb Klopstocks ‚begeisterter‘ Stil<sup>88</sup> und Anna Louisa Karschs ‚wilde‘ Natürlichkeit diskutiert.<sup>89</sup> Verschiedenste Stilzuschreibungen können dazu genutzt werden, bestimmte Autorinnen und Autoren gegeneinander auszuspielen oder auch die jeweils eigene Schreibweise zu bestimmen. So antizipiert Gottlieb Wilhelm Rabener in einem Brief an Christian Fürchtegott Gellert selbstironisch, dass die Nachwelt sie als der „fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener“ in Erinnerung behalten werde.<sup>90</sup> Solche Zuschrei-

<sup>86</sup> Rosenberg [Anm. 75], S. 65. Vgl. zum Zusammenhang von physiognomischem Denken und nationalen Stilen auch Müller [Anm. 36], S. 118–123.

<sup>87</sup> So lässt sich eine Linie von den Schriften Wilhelm von Humboldts aus den 1820er Jahren (vgl. seine Äußerungen „Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung“ und „Ueber den Nationalcharakter der Sprachen“, beide in: Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden, Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie, hg. v. Andreas Flitner, Klaus Giel, Darmstadt 1963, S. 26–30 und S. 64–81) zur sprachwissenschaftlichen Stilforschung des Romanisten Karl Vossler ziehen. Vgl. zu dessen Programm einer ‚Nationenkunde durch Stilistik‘ Rosenberg [Anm. 75], S. 68–69. Spuren physiognomischen Denkens zeigen sich auch in der Stildefinition des Germanisten Julius Petersen als „einzig meßbare[r] Symptomatik geistiger Eigenart“, die sowohl auf Individuen wie Kollektive angewandt wird (Julius Petersen: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft, Leipzig 1926, S. 62). Stil wird in diesen Kontexten als Indiz verstanden, dem nicht nur eine soziale, kulturelle und historische Dimension zugeschrieben, sondern dem auch eine „(rasse)biologische Fundierung“ gegeben werden kann. Rosenberg [Anm. 75], S. 45.

<sup>88</sup> Vgl. Karl Ludwig Schneider: Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert, 2. Aufl., Heidelberg 1965; August Langen: Klopstocks sprachgeschichtliche Bedeutung, in: Wirkendes Wort 3, 1952/53, S. 330–346.

<sup>89</sup> Vgl. Sabine Mödersheim: „Auch die fruchtbarsten Bäume wollen beschnitten sein“. Georg Friedrich Meiers Konzept der Einbildungskraft und Dichtungskraft und die Kritik an Anna Louisa Karsch, in: Dichtungstheorien der deutschen Frühaufklärung, hg. v. Theodor Verwey, Hans-Joachim Kertscher, Tübingen 1995, S. 37–54.

<sup>90</sup> Zit. n. Nadja Reinhard: Der fließende Gellert und der spitzige Rabener. Thematisierung von Anonymität und Autorschaft als Strategie der Selbst- und Werkpolitik in faktischen, fingierten und modifizierten Briefen, in: Cahiers d'études germaniques 70, 2016, S. 161–182, hier: S. 175–176.

bungen sind im 18. Jahrhundert von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Verständigung über ästhetische Wertmaßstäbe und Gattungen, die ihre Basis nicht oder nicht mehr ausschließlich in der Rhetorik haben.

Dass viele dieser Kategorien heute längst nicht mehr gängig sind, lässt ihre historische Funktionalität umso deutlicher hervortreten. Als besonders wichtig, etwa für die Beurteilung der Schriften Johann Joachim Winckelmanns,<sup>91</sup> ist die mit Kürze, Deutlichkeit und Nachdruck verbundene Stilzuschreibung von ‚Körnigkeit‘ anzusehen.<sup>92</sup> Sowohl Poesie als auch Prosa wird ‚körnig‘ genannt, doch besonders für die im Sinne der Aufklärer gute Prosa gilt es als Qualitätsmerkmal, anspielungsreich, vielsagend und durch Kürze ‚nachdrücklich‘ zu sein: Unter dem Banner des Körnigen treten im 18. Jahrhundert, so Küntzel, „Gottsched und Breitinger, Nicolai und Hartmann, Winckelmann, Lessing, Möser, Herder, Goethe und Adelung, Eschenburg und Bouterwek [...] für eine gute moderne Prosa und für die altdeutsche ‚Kernsprache‘ in die Schranken der Kritik“.<sup>93</sup>

Was solche metaphorischen Zuschreibungen für verschiedene literaturtheoretische, -historische und soziale Ordnungsentwürfe leisten, loten mehrere Beiträge in diesem Band aus. Caroline *Torra-Mattenklopp* zeigt, dass der ‚körnige Stil‘ unter den Vorzeichen bürgerlicher Existenz im 18. Jahrhundert im Dienst einer Bereicherung des Wortschatzes steht: Sparsamkeit und sinnliche Fülle schließen sich im Rahmen ästhetischer Programme, die auf Kraft, Kürze und Konkretion setzen, nicht aus. Sie sind im Gegenteil aufeinander bezogen und verbinden sich seit Gottfried Wilhelm Leibniz mit einer temporalen Doppelkodierung, indem das frühere, ‚kraftvolle‘ Deutsch, das man mit den Namen Luther und Opitz verbindet, als Vorbild einer zukünftigen Literatursprache angepriesen wird. An ästhetische Kraftvorstellungen sind auch die Konzeptionen des Nachdrucks gebunden, deren Nuancen Cornelia *Zumbusch* in ihrem Beitrag von Gottsched über Breitinger und Sulzer bis zu Herder nachverfolgt. Anhand metaphorischer Anschlüsse an physikalische Leitvorstellungen von Druck, Stoß und Wurf macht sie sichtbar, dass die Emphase von einem durch bestimmte rhetorische Figuren erzielten Effekt zum verallgemeinerten Stilbegriff aufsteigt. Zumbusch zufolge interessiert sich Herder, der den Nachdruck in historisch-genetischer Perspektive zum spezifischen Merkmal der deutschen

<sup>91</sup> Vgl. Martin Dönike: „Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst“ und zugehörige Schriften, in: Winckelmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. v. Martin Disselkamp, Fausto Testa, Stuttgart 2017, S. 126–136, hier: S. 128–129.

<sup>92</sup> Vgl. auch Horst Rüdiger: *Pura et illustris brevitatis*. Über Kürze als Stilideal, in: *Konkrete Vernunft*. Festschrift für Erich Rothacker, hg. v. Gerhard Funke, Bonn 1958, S. 345–372, hier: S. 365–369.

<sup>93</sup> Küntzel [Anm. 68], S. 162.

Sprache erkläre, besonders für die Wirkung eines ‚nachdrücklichen Stils‘ auf die Einbildungskraft, die er auch im eigenen Schreiben auslote.<sup>94</sup>

Tritt in einzelnen stilistischen Zuschreibungen punktuell die Leistung metaphorischer Begriffsprägungen hervor, lässt die adjektivtrunkene Vielfalt des Beschreibungsvokabulars im 18. Jahrhundert insgesamt erkennen, wie schwierig es ist, Stilqualitäten sprachlich dingfest zu machen. Auffallend ist, dass es sich bei vielen der verwendeten metaphorischen Ausdrücke um intermediale Übertragungen handelt. So werden Salomon Gessners Prosaidyllen um 1750 für ihren ‚malerischen‘ Stil geschätzt, der an die Stelle der repräsentativen Rhetorik eines ornamentalen ‚blumigen‘ Stils (*style fleuri*) die nuancierte, an die Hell-Dunkel-Kontraste von Zeichnungen erinnernde Vermittlung von Empfindungen setze.<sup>95</sup> Der Begriff des Tons hingegen findet, wie Elisa Ronzheimer in ihrem Beitrag zeigt, im Stildiskurs des 18. Jahrhunderts nicht primär in seiner akustischen Bedeutungsdimension Verwendung, sondern kennzeichnet – seiner etymologischen Bedeutung als Spannungszustand entsprechend – affektive Grundierungen verschiedener Gattungsformen. In dieser Bedeutung werde er, so Ronzheimer, in den gattungspoetologischen Diskussionen über generische ‚Töne‘ – etwa der Satire oder der Idylle – eingesetzt. Auch wenn dieses Modell mit der Einführung des triadischen Gattungssystems an Bedeutung verliert, kommen ihm zwischenzeitlich wichtige Funktionen zu. Nach der Ablösung von der Regelpoetik gestatte es das Modell der Töne, so Ronzheimer, über Formen der Gattungsmischung nachzudenken. An diesem Beispiel zeigt sich, dass der Begriff des Stils historisch gesehen nicht ohne Konkurrenz war, sobald es darum ging, die eigentümlichen Momente von Texten zu erfassen und dies mit gattungspoetologischen Systematisierungsbestrebungen zu verbinden.

Die Frage, inwieweit (taxonomische) Ordnungsversuche in die Auseinandersetzung mit sprachlichen Phänomenen hineinwirken, beschäftigt auch Dirk Oschmann in seinem Beitrag, der die Idee einer ‚natürlichen Ordnung‘ bei Lichtenberg in Zusammenhang mit dessen Fokus auf die stilistische Bedeutung des verwendeten Wortschatzes setzt. Individualisierung kann auf die Sprache selbst anstatt auf die Autorinstanz bezogen sein, wie Oschmann an Lichtenbergs ‚aufgeklärter Prosa‘ illustriert. Mit Individualisierung ist in diesem Fall technisch-pragmatisch eine Genauigkeit in der Wahl einzelner Wörter (und der Bildung von Komposita) gemeint, die das Bezeichnete auf geistreich-witzige Weise trifft – auch im Sinne eines Urteils, wie Lichtenbergs Neologismen erkennen lassen.

<sup>94</sup> Vgl. auch Hans Adler: Herder's Style, in: A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder, hg. v. dems., Wulf Koepke, Rochester u. a. 2009, S. 331–350.

<sup>95</sup> Vgl. Ralph Häfner: Schwebende Schatten. Salomon Gessner, Christian Ludwig von Hagedorn und die Blütezeit des malerischen Stils, in: Euphorion 108, 2014, S. 365–395, bes. S. 371–372.

Aus verschiedenen Perspektiven öffnen die Beiträge zum dritten Teil des Bandes den Blick auf die Funktionen, die dem Stil bei der Dynamisierung des Literatursystems im 18. Jahrhundert zukommen. Dabei zeigen sie, dass ein zentrales Potenzial des neu justierten Stilbegriffs darin liegt, eine Suche nach Eigenarten beziehungsweise Eigentümlichkeiten zu initiieren. Einerseits stößt dies eine detaillierte Beschreibung einzelner Texte und Individual- wie Kollektivstile an; andererseits kann die Frage nach solchen Eigenarten in ideologischer Absicht in größere Zusammenhänge eingebettet werden. Gerade dann, wenn Stilbeschreibungen – im Unterschied zu den überlieferten rhetorischen Figuren – ein eigenes semantisches und metaphorisches Feld eröffnen, ergeben sich neue Assoziationen zwischen Texten und Textgruppen auf ästhetischer, sozialer und kulturell-nationaler Ebene. Sie schaffen eine Voraussetzung dafür, dass Stilbeobachtungen in produktionsästhetische und wirkungsästhetische Programme, poetologische wie kulturpolitische Projekte eingebunden werden können. Damit werden im 18. Jahrhundert die Weichen für die weitere Entwicklung des Stildiskurses im 19. und 20. Jahrhundert gestellt. Für den gegenwärtigen Umgang mit der Kategorie des Stils ist deshalb eine Beschäftigung mit ihrer Geschichte unerlässlich.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Blatt Nr. 29 aus Johann Michael Schirmer: *Geöffnete Schreib-Schule oder Deutsche, Lateinische, und Französische, Vorschriften [...]*. Auf Verlangen geschrieben und auf eigene Kosten verlegt. Frankfurt/Main [ca. 1760]. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB), Signatur: DD94 A58, Digitalisat: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN87772914X>